„Die Rosenkönigin“

Roman von Felix Nabor.

(Fortsetzung)

Der Schuß krachte, aber er traf nicht Rose Marys Brust, sondern eine einsam stehende Fichte: im letzten Augenblick hatte eine starke Hand die Büchse des Generals zur Seite geschlagen . . . Es war Otto Heinrich, der nun seinen Onkel zornig anfuhr: „Was fällt dir denn ein! . . Das ist ja absichtlicher Mord! . . Du wußtest, daß Rose Mary keinen Schuß mehr im Lauf hatte — und hast trotzdem auf sie geschossen . . . Was soll ich von dir denken? . . .“

Der General rieb sich den schmerzenden Arm und knurrte: „Denk was du willst! . . . Ich war in meinem Recht und habe in Notwehr gehandelt.“

„Das ist Lüge . . . und eines Edelmannes und Offiziers unwürdig!“ rief Otto Heinrich in flammender Entrüstung. „Du wolltest vorsätzlich einen Mord begehen . . . die Gründe sind ja offenkundig: Haß und Rachgier. Danke dem Himmel, daß ich rechtzeitig hier eintrat, um einen Mord zu verhüten! Du kämst ins Zuchthaus. Hast du nicht an die Ehre unseres Hauses u. an die Schmach gedacht, die du durch einen solch feigen Mord auf dich geladen hättest? Dein Name wäre gebrandmarkt für alle Zeit . . .“

„Ach was,“ rief der General haßerfüllt, „um die Kröte wär's nicht schade gewesen!“

„Du bist wahnsinnig!“ rief Otto Heinrich entrüstet. „Der Haß verblendet dich! Geh nach Hause und leg dich in die Klappe, daß dein Haß verraucht und deine aufgepeitschten Nerven Ruhe finden.“ Er ging zu Rose Mary hinüber und sagte leise, aber bestimmt: „Komm, laß uns gehen. Ich werde dich nach Hause geleiten . . . und niemand soll dir etwas anhaben können . . .“

Zitternd und an allen Gliedern bebend, noch ganz unter dem Eindruck der drohenden Gefahr, folgte Rose Mary ihrem Retter durch den Wald. Sie sprachen kein Wort, die Erregung war noch zu mächtig in beiden. Erst als sie das Dorf erreicht, trat bei Rose Mary eine Entspannung ein und sie sagte, während Trotz, Scham und Liebe miteinander stritten: „Ich . . . danke dir.“

Otto Heinrich blickte sie vorwurfsvoll an und sagte: „Wie kannst du auch eine solche Unvorsichtigkeit begehen und in Onkels Revier einbrechen? Ich habe dich doch gewarnt. Du hast wie ein Kind gehandelt . . . Trotz und Eigensinn, ohne Ueberlegung und den General geradezu herausgefordert. Es hätte dein Tod sein können. Liegt dir denn so wenig am Leben, weil du es so leichtsinnig aufs Spiel setzest?“

Sie gab keine Antwort . . . Angst und Sorge, Haß und Liebe, Grauen und Glücksverlangen, Jammer und Qual . . . alle Gefühle, die ein Menschenherz bewegen, stürmten mit solcher Gewalt auf sie ein, daß es sie niederwarf. Sie sank auf einen Meilenstein am Wege und schlug in bitterem Harme die Hände vor's Gesicht.

Otto Heinrich ließ sie gewähren. Nach einer guten Weile sagte er: „Das nützt nichts. Du mußt jetzt nach Hause . . . Du brauchst Ruhe, um zur Selbsterkenntnis zu kommen.“

Sie nahm die Hände vom Gesicht und sagte mit müder, schwerer Stimme: „Was soll ich zu Hause? . . Ich habe keinen Menschen, mit dem ich mich aussprechen, dem ich mich anvertrauen kann . . .“

Da klang es ihr hart und stählern entgegen: „Was beklagst du dich darüber? . . . Du selbst willst es ja so . . . Du stößt alle von dir, die es gut und ehrlich mit dir meinen . . .“

Ein halb weher, halb zorniger Blick traf ihn und trotzig den Kopf zurückwerfend, rief sie: „Ja, so ist es: ich selber wollte es so! . . . Die Einsamkeit ist meine Genossin . . . Die Einsamkeit und die Qual! . . . Gute Nacht!“ Mit einem Ruck erhob sie sich, hängte die Büchse über die Schulter und ging, ohne sich noch einmal umzusehen, dem Dorfe zu.“

Otto v. Glonn sah ihr mit einem langen Blicke nach. „Armes, reiches Mädchen“ sagte er, „du bist eine wilde Rose mit viel Dornen. Die Dornen stechen nicht nur andere, sie verwunden auch dich. Es wird viel Mühe kosten, sie abzubrechen. Dann aber bist du eine Edelrose, wie es keine schönere im Garten der Liebe gibt. Wer wird dich an seine Brust betten, du schöne, süße Rose? . . .“

Er umfaßte noch einmal ihre hohe, schlanke Gestalt mit warmen Blicken und stieg dann rasch zum Schlosse empor. —

Dort folgten böse Tage und stürmische Szenen zwischen dem General und seinem Neffen. Otto Heinrich brach die Tyrannei des gewaltigen Herrn und machte von seinem Recht als Schloßherr Gebrauch. Der General geriet darüber in solche Wut, daß ihm alle scheu aus dem Wege gingen, selbst seine eigenen Angehörigen. Nachdem er sich ausgetobt hatte, schloß er sich in sein Zimmer ein und sann über seine verzweifelte Lage nach. Er verwünschte Otto Heinrichs Dazwischentreten im Walde; ohne ihn wäre jetzt Rose Mary, wie er sich ausdrückte, „erledigt“. Sie könnte ihm nichts mehr anhaben, ja, die Weinbergs hätten sogar ihre Millionen geerbt. So aber war ihr Haß noch größer geworden, und es war leicht einzusehen, daß sie nicht ruhen würde, bis er völlig ruiniert und vernichtet war. Dem mußte er zuvorkommen . . . und dazu gab es nur ein Mittel, die goldene Rose.

Allein mit seinen finsteren Gedanken, schmiedete der General einen Plan, wie er rasch in den Besitz des kostbaren Familienschatzes kommen könnte. Otto Heinrichs Anwesenheit im Schlosse erschwerte die Ausführung; denn da die goldene Rose im Seitentrakt des Schlosses, in der alten Burgkapelle, aufbewahrt wurde, mußte er seinen Weg durch die Gemächer der Baronin nehmen, und das konnte nur nachts geschehen, wenn sie schlief. Allenfalls wollte er durch einen Schlaftrunk nachhelfen, aber die Tat konnte er nur dann ausführen, wenn Otto Heinrich abwesend war.

Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Otto Heinrich mußte für einige Zeit nach München und Ammergau, um der bevorstehenden Passionsspiele wegen mit der amerikanischen Regierung zu verhandeln, da sich bereits Tausende von Amerikanern zu den Spielen angemeldet hatten.

General v. Weinberg sandte seinem Neffen einen Fluch nach, als dieser abreiste. „Wenn ich erst den nötigen Mammon habe, könnt ihr mir alle gestohlen werden,“ dachte er. „Dann fahre ich mit Frau und Töchter nach Meran und führe ein lustiges Leben.“

Am Abend richtete er sich einen starken Koffer zurecht zur Aufnahme der goldenen Rose, die er in Wien oder Rom für Millionen verkaufen wollte. Vielleicht auch an einen Amerikaner. Dollar in Mark umgerechnet, mußte ja eine Riesensumme ergeben . . . Milliarden! Es schwindelte ihm vor diesem märchenhaften Reichtum.

Alle Umstände waren ihm günstig. Unvermutet brach der Winter ein, mit Sturm und Schneegestöber. Tal und Höhen, Berge und Wälder waren verschneit. Weg und Steg waren nicht gangbar. Am Mittag aber, als die Sonne durchdrang, fing es von allen Dächern zu tropfen an, und ein lauer Wind zog durchs Tal — der Föhn, der den zu früh gekommenen Winter verjagen wollte. In den Lüften war ein Heulen und Sausen, als ob Geisterheere miteinander in wildem Streite lägen; die Fenster klirrten, in den Dachrinnen rauschten Wasserbäche, von allen Fenstern rieselte und tropfte es. Die Windfahnen kreischten, die Wildwasser brausten und ihre schmutzigen Wogen donnerten wie Sturmböcke gegen die Mauern des Schlosses, daß es bis in seine Grundfesten erbebte. Tausend Geräusche erfüllten die Luft, es war ein Toben und Tosen, daß man hätte meinen können, das Weltende sei gekommen.

Zu dieser wilden Sturmnacht, in der alle Naturkräfte entfesselt waren und wider einander wüteten, schritt der General zur Ausführung seiner Tat. Die Baronin Agnes hatte sich schon bei Einbruch der Dunkelheit in ihre Gemächer zurückgezogen und sich mit den Morphiumpulvern, die sie gegen Schlaflosigkeit anwandte, zu Bette gelegt. Sie hörte die Windsbraut nicht, die über die Dächer fuhr, ahnte auch nichts von den finsteren Plänen des Generals. Dieser saß mit den Seinen ein paar Stunden zusammen und traktierte sie mit Glühwein, worauf sie wie Murmeltiere schliefen. Um 10 Uhr, als alle im Schlosse schliefen, machte sich der General ans Werk.

In einen langen, grauen Mantel gehüllt, auf Filzpantoffeln und mit einer Taschenlampe, Hammer, Meißel und Schlüssel ausgerüstet, schlich er sich in den Seitentrakt, an dessen äußerstem Ende die alte Kapelle lag. Seit der Niedergang des freiherrlichen Geschlechtes die Anstellung eines eigenen Schloßkaplans unmöglich machte, wurde die Kapelle als eine Art Schatz- und Raritätenkammer benutzt: in großen Eichenschränken wurden die alten Urkunden des Geschlechtes, Dokumente, Waffen, Gewänder und Erinnerungen an die Glanzzeit aufbewahrt und gleich Heiligtümern verehrt. Hier war auch in einem besonderen Schrein die goldene Rose verwahrt, das höchste und kostbarste Erbstück der Familie.

Ein langer, dumpfer, von Modergeruch erfüllter Gang führte durch den Seitenflügel des Schlosses zu der Kapelle. Den General schüttelte der Frost; es klang wie Geisterweben durch den alten Bau, der in allen Fugen ächzte und stöhnte. Dazu trommelte der Regen auf die Dächer, der Wind heulte, der Wildbach brauste, als ob eine neue Sintflut gekommen wäre.

Dem General wurde in diesem tobenden Chaos doch ein wenig bange. Wenn die Mauern des Schlosses diesem Wogenprall nicht standhielten, brach der alte, morsche Bau in dieser Nacht zusammen. „Umso mehr muß ich das Kleinod des Geschlechtes retten“, sagte der General und stieß den schweren Schlüssel, den er der Baronin Agnes heimlich entwendet hatte, in das Schloß der Kapellentüre. Kreischend sprang sie auf, schloß sich hinter ihm und schnappte mit einem kurzen, quickenden Tone ein.

Der General hob seine Lampe in die Höhe und beleuchtete den finsteren Raum. Die schlanken Rippen trugen ein hohes Gewölbe mit seinem Netzwerk, in dem sich Spinnengewebe wie dicke Säcke schaukelten. Auf der Mensa des Altars und auf den Schränken lag fingerhoher Staub, und durch die brettergenagelten Bogenfenster pfiff der Wind und schlug der Regen. Der Boden schüttelte, als drehe sich ein Mühlrad darunter. Wenn ein Windstoß gegen die Kapelle fuhr, krachte und knisterte es droben im Gewölbe, als ob es einstürzen würde und ein feiner Sandregen ging nieder.

Die Angst trieb den General vorwärts. Er nahm Hammer und Meißel und trat zu dem Mauerschrein, der sich zur Linken des Altares befand: hier war die goldene Rose verwahrt. Schmiedeeiserne Doppeltüren verschlossen ihn wie einen Tabernakel. Da keiner seiner Schlüssel öffnete, mußte er Gewalt anwenden. Er setzte den Meißel an und führte mit dem Hammer Schlag auf Schlag. Aber Stein und Eisen waren fester, als er sich gedacht hatte. Der Schweiß lief ihm übers Gesicht, so sehr mußte er sich anstrengen, bei jedem Schlag zitterte er vor Furcht, entdeckt zu werden, und die Angst, der Bau, der vom Fundament bis zur Wölbung bebte, könnte einstürzen, erfüllte ihn mit Grauen und Entsetzen.

Aber endlich sprangen die Türchen auf, und die goldene Rose stand vor ihm in all ihrer Pracht. Sie wuchs mit ihren Ranken und Blättern aus einer antiken, goldgetriebenen Vase empor und war wohl zwei Spannen hoch — ein herrliches Werk römischer Goldschmiedekunst. Kunstvoll und zierlich verschlangen sich die Ranken, strebten in anmutigen Windungen empor und trugen auf ihrer Spitze eine große, hundertblätterige, mit Edelsteinen besetzte Rose; Rubine u. Saphire blitzten auf Ranken und Blättern, in ihrem Kelche funkelten Diamanten wie glitzernde Tautropfen.

„Herrlich, unvergleichlich!“ jubelte der General und nahm das Kleinod mit zitternden Händen heraus. „Wie schwer ist es! . . . Echtes altes Gold, wie es heute nicht mehr verarbeitet wird.“

Vorsichtig barg er seinen kostbaren Raub in dem mitgebrachten Koffer, schloß diesen und ging zur Türe. Allein sie öffnete sich nicht; das Schloß war eingeschnappt, und er hatte vergessen, den Schlüssel zu sich zu stecken. Er riß und zerrte an dem Schlosse, allein die kunstvolle Mechanik spottete all seiner Anstrengungen.

Das Gewölbe über ihm knirschte, Finsternis umgab ihn, und er war eingeschlossen wie in einer Gruft. Draußen heulte der Sturm um die Kapelle, und die donnernden Wasserwogen schlugen mit solcher Gewalt an die Mauern, daß sie zitterten.

Entsetzen, Angst und Grauen erfüllten den lebendig Begrabenen, die Todesangst kroch ihm über den Rücken, und er hämmerte mit beiden Fäusten gegen die Türe, daß ihm das Blut von den Händen lief. „Hilfe! . . . . Hilfe!“ rief er mit allem Aufgebot der Stimme.

Allein Sturm und Wasserrauschen übertönten sein Rufen, und da er erkannte, daß er auf menschliche Hilfe nicht rechnen dürfe, wandte er sich an den Himmel um Rettung . . . Die Hände faltend betete er unter Tränen: „Vater unser, der Du bist im Himmel . . . Geheiligt werde Dein Name . . . . zu uns komme Dein Reich . . . Dein Wille geschehe . . . . Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben . . . .“

Aber seine Reue kam zu spät, das Verhängnis brach wie ein Strafgericht Gottes über ihn herein . . . . Das Gewölbe stürzte mit donnerndem Getöse ein und begrub den Unseligen unter seinen Trümmern.

9. Kapitel.

Das Tal des Todes.

Als der Herbststurm mit unerhörter Macht durch die Nacht brauste und ein wahre Sintflut über das Tal niederging, legte Sutor sein geliebtes Jagdhorn beiseite und stellte sich wie ein Wetterwart auf die Altane seines Hauses, um der schauerlichen Symphonie zu lauschen. Seit seiner Kindheit war er mit der Natur aufs innigste vertraut, kannte ihre Schönheit und Majestät, Größe und Erhabenheit, aber auch ihre Tücken und ihre dämonische zerstörende Macht, verstand ihr Singen und Klingen, ihr Jauchzen und Jubilieren, ihr Seufzen und Klagen, ihre wilden Fanfaren in den Lüften und ihre Herztöne im Atmen der Erde, verstand auch aus Wind und Wolkenflug, aus dem Schall des göttlichen Orchesters und seinen Dissonanzen zu deuten, was die Weltenuhr geschlagen hatte und was die nächsten Stunden oder Tage bringen würden. Aber so furchtbar, wie heute dieses Weltorchester schmetterte und dröhnte, so wild und schauerlich hatte er es noch nie, selbst nicht im heftigsten Gewitter, wenn die Donnerschläge die Erde erzittern machen und die Blitze wie feurige Speere niederzuckten, vernommen.

Es war, als fahre der Schöpfer im Sturmwind durch die Welt, um in göttlichem Zorn, mit dem Hammer seiner Allmacht alles zu vernichten, was er in Liebe erschaffen hatte.

Dem lauschenden Jäger zitterte vor Grauen das Herz im Leibe. Ihm bangte um die Heimat und um die armen, sorgenbeladenen Menschen des Tales, die schutzlos den wilden Mächten der Natur preisgegeben waren. Seit die Familie v. Weinberg den „Bannwald“, dessen mächtige Stämme wie ein tausendfacher Wall Wildwasser und Lawinen abhielten, niederlegen ließ, war das Dorf mit seinen zierlichen und leichtgebauten Häuschen ohne jeden Schutz gegen die wilden Naturgewalten; eine einzige Lawine konnte es in einer Stunde vernichten. — Und wenn nun gar die Wildwasser oder eine Lawine mitten in der Nacht über das arme Dorf und seine Bewohner hereinbrachen! Er mochte gar nicht an die Schrecken einer solchen Katastrophe denken . . . . . . Sein eigenes Haus, das auf einem kleinen Bühel lag, war vorerst durch den Gemeindewald vor Lawinengefahr geschützt, aber den Wildwassern gegenüber bot es auch keine Sicherheit. Viel schlimmer stand es um die Häuschen im Dorf . . . . . Er dachte an das Schnitzerhäuschen, an Traudl und ihre kranke Mutter, — da litt es ihn nicht mehr auf seiner hohen Warte, er ging hinab zu seiner Mutter, hing den Lodenmantel um und begab sich ins Dorf. Auf dem Wege dahin fuhr es ihm plötzlich wie ein Blitz durchs Hirn: „Wo ist die Herrin? . . . . Wenn sie auf der Jagd von dem Unwetter überfallen worden wäre und sich verirrt hätte . . . .“ Die Angst trieb ihn vorwärts. Er lief nicht — er rannte wie ein Feuermelder der „Alpenrose“ zu.

In der schmalen Gasse, die zur Kirche emporführte, prallte er mit dem Pfarrer zusammen. „Verzeihung, Hochwürden!“ entschuldigte er sich. „Das ist ja eine gräßliche Nacht. Es liegt etwas Schreckliches in der Luft. So wie heute hat der Herrgott noch nie gezürnt und gedonnert, noch nie so grausig auf der großen Weltorgel gespielt. Hochwürden, die ist auf ein Totenamt und aufs Dies irae gestimmt. Wenn ich nur wüßt', was man dagegen tun könnt'!“

„Mein lieber Jägersmann“, erwiderte der Pfarrer, „gegen Gottes Macht ist der Mensch nur ein Wurm. Was er uns schickt, müssen wir in Demut als eine Fügung des Himmels annehmen.“

„Freilich, Hochwürden! Aber wir müssen uns wenigstens zu schützen suchen vor der Gefahr, denn uns allen droht die größte Gefahr. Da — hören Sie?“

„In der Tat“, erwiderte der Pfarrer, „so hat es noch nie in den Lüften gerauscht und in den Bergen gedonnert: es ist, als ob sich ein gewaltiger Strom von den Höhen ins Tal stürzte.“

„Es ist schon eine Sintflut, Hochwürden! Und dazu dieses schauerliche Heulen, Sausen und Pfeifen, wie wenn die Hölle all ihre Dämonen ausgespien hätte. Wenn man nur etwas sehen könnte! Aber die Berge sind ganz in Nacht und Finsternis gehüllt. Nur spüren kann man es, das Unheil, das über uns kommt.“

„Ja, ja! . . . Mein Gott, was soll das werden? Wir müssen die Leute warnen, daß sie sich vorsehen und in Sicherheit bringen. Ich gehe hinauf zur Kirche und zünde alle Kerzen an, daß sie wie ein Leuchtturm in die Finsternis emporragt und den Flüchtlingen und den Irrenden den Weg zeigt. Die Kirche steht so hoch, daß ihr weder Wasserfluten noch Lawinen etwas anhaben können. Wenn das Unglück wirklich über das Dorf hereinbricht, dann müssen die Armen in die Kirche flüchten; dort winkt ihnen Rettung und Obdach. Nun will ich aber gehen und Sturm läuten. Wenn nur der Wind nicht wäre, mir verschlägt er völlig den Atem. Mit sechzig Jahren läuft man nicht mehr so flink wie mit dreißig, mein lieber Jägersmann. Man trägt zuviel Sorgen auf dem Rücken. Aber ich will all meine Kraft zusammennehmen.“

Er machte sich eilig auf den Weg zur Höhe, während Sutor in die „Alpenrose“ eilte. Die Zimmer seiner Herrin waren erleuchtet, sie mußte also zu Hause sein. Das war ein Glück. Sutor stürmte die Treppe empor und rief, ehe er noch die Türe erreicht hatte: „Gnädigste Baronesse — ich bins, der Jäger! Machen S' auf!“

(Fortsetzung auf Seite 6.)

Wie kommt es,

daß so viele Leiden, die augenscheinlich der Geschicklichkeit berühmter Aerzte getrotzt haben, gehoben werden durch die milde Wirkung eines einfachen Hausmittels, wie

Forni's Alpenkräuter

Weil es direkt an die Wurzel des Uebels, die Unreinheiten im System, geht. Es ist aus reinen, heilkräftigen Wurzeln und Kräutern bereitet, und befindet sich bereits über hundert Jahre im Gebrauch.

Es wird nicht durch Apotheker verkauft, sondern direkt geliefert aus dem Laboratorium von

Dr. Peter Fahrney & Sons Co.

2501 Washington Blvd. Zollfrei in Kanada geliefert. Chicago, Ill.

Wenn

Sie überhaupt zufrieden zu stellen sind, so können wir es.

Ein zufriedengestellter Rahmversender ist mehr wert, als ein Dutzend der anderen Sorte. — Wir versuchen unser Aeußerstes, um jeden Farmer, der uns seine Kanne Rahm sendet, zufrieden zu stellen.

Es ist die persönliche Fühlung, die das bewirkt. Ungeteilte Aufmerksamkeit wird jeder Rahmsendung geschenkt, die den Adreßzettel „Coulder's“ trägt. Senden Sie einmal — und Sie werden wieder senden.

Wir wollen mehr Rahm. — Sie wollen zufriedenstellende Resultate.

So wollen wir denn zusammenwirken.

Coulder's CREAMERIES LTD.

Bruno Humboldt Watson

(früher bekannt als d. Saskatch. Creamery u. Ice Cream Co. Ltd.)

NGL

NORTH GERMAN LLOYD

Schiffskarten

Für direkte Verbindung zwischen Deutschland und Canada

Zu denselben Bedingungen wie auf allen anderen Linien. Die Schiffe des Norddeutschen Lloyd sind bekannt wegen ihrer Sicherheit, guten Behandlung und Bedienung.

Deutsche, laßt eure Verwandten auf einem deutschen Schiff kommen!

Unterstützt eine deutsche Dampfer-Gesellschaft!

Geld-Ueberweisungen

nach allen Teilen Europas. In amerikanischen Dollars oder der Landeswährung ausgezahlt, je nach Wunsch.

Jede Auskunft erteilt bereitwilligst und kostenlos

Norddeutscher Lloyd

Generalagentur für Canada: G. L. Maron, General-Agent

794 Main Street Telephon J 6083 WINNIPEG, Man.

F.J. HAUSER, Vertreter für den Humboldt-Distr., Humboldt, Sask.